

Hossain

Autor(en): **Schaffner, Jakob**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift**

Band (Jahr): **10 (1906)**

PDF erstellt am: **16.05.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-572265>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Hossain

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.

Novelle von Jakob Schaffner, Basel.

Drittes Kapitel.

Wie ein Kind friedsam entschlummert lag in ihrer grauen Endlosigkeit die Wüste und träumte kaum von dem wonnigen Sternwald, der rings aus ihrem fruchtlosen Sand blühend heraufstieg, tröstlich über der leblosen Weite flimmerte und leise im Nachtwind schwankte. Ueber dem Gipfel des ehrwürdigen Sinai stand der Mond und goß sein Licht in die düstern Klüfte hinein, daß die heilige Flut überschäumend die starren Felswände hinab und voll und breit über die Ebene dahinsfloß.

Und um Mitternacht verließ Hossain mit Afifah das ruhende Lager, um die heilsame Meile gegen Sonnenuntergang abzureiten. In seinen Sinnen klangen allerlei Lieder durcheinander. Seine Brust war voll Sternenlicht und Mondschein, und er hätte geschworen, daß seine Seele blau sei wie der ewige Himmel.

Die beiden späten Reiter sprachen kein Wort miteinander. Hossains Gedanken waren voll von dem, was kurz hinter ihm lag, und von dem, was seiner in Bälde wartete. Ach Gott, er hatte noch nichts so Liebes, Süßes in den Händen gehalten wie Afifahs Füßchen, das er unter tausend schmerzlichen Seligkeiten mit Balsam bestrichen und sorgsam verbunden hatte! Er hatte ja nicht gewußt, daß es so gute Dinge gibt auf der Welt, und nun schaute er scheuen Blickes hin und wieder nach den goldigen Lippen, die er küssen sollte, und jedesmal faßte ihn ein richtiger Rausch.

Und es schien ihm nicht genug, daß er um Afifah nur zum Krüppel werden sollte. Er hätte gerne unverweilt sein Leben für sie hingegeben.

Afifah ihrerseits hatte bisher noch keine Ursache gefunden, zu bereuen, daß sie gerade dieses Heilverfahren eingeschlagen hatte; doch war sie ängstlich, ob das Rezept auch helfen und ob Hossain nicht noch im letzten Augenblick sie enttäuschen werde.

„Das . . . das wäre nun die Meile,“ sprach endlich Hossain und hielt zwischen Zweifel und Scheu verharrend, sein Pferd an.

Auch Afifah ward nun beklommen zu Mute, und sie seufzte leise zur Entgegnung, indem sie ihr Tier anhielt, worauf eine kurze Pause in die Handlung trat.

Dann stieg Hossain von seinem Pferd, machte sich eine Zeit lang mit den Zügeln zu schaffen und sagte endlich kleinlaut:

„Du wirst schon absteigen müssen! Ich kann nicht so hoch hinaufreichen . . .“

Statt der Antwort streckte ihm Afifah die Hände zu und glitt also wortlos und lieblich in Hossains Arme hinab, und wenn es nun auch nicht um eine Zauberkur gewesen wäre, so hätte er doch den Mund küssen müssen, der ihn so verschämt anlächelte.

Dreimal küßte er Afifahs Mund. Er versah diese Obliegenheit ehrfurchtsvoll wie eine heilige Handlung und inbrünstig wie einen Gottesdienst. Dann hielt er sie von sich weg und fragte mit ängstlicher Spannung:

„Hat es geholfen, Afifah? Kannst du wieder gehen? Ich spüre noch nichts in meinem Fuß.“

Doch weinerlich, zwischen Zorn und Scham, rief das schöne Mädchen:

„Ach du! Dummkopf!“

Fassungslos starrte sie Hossain an; wußte doch der gute Knabe nicht, wie er das verstehen sollte. Afifah aber schlug ihre Hände vor das Gesicht, in das eine dunkle Röte stieg. Und alles, was ihr die Seele bedrängte, fand seinen bewegten Ausdruck in dem einen bangen Ruf: „Hossain! Hossain!“ Wie ein Hilferuf klang das, wie ein Notschrei, und unter dem zitternden Nachklang: „Hilf mir!“ begann sie jämmerlich zu weinen. „Hilf mir, Hossain! Hilf mir! Hilf mir!“

Hossain brauchte eine geraume Weile, bis er sich nach dieser unerwarteten Wendung zurechtgefunden. Er hatte keinen Augenblick Bedenken getragen, ihr liebliches Rezept auszuführen, sollte er doch dadurch lebenslang ihren Schaden auf sich nehmen!



Nun er aber endlich merkte, daß dies alles nur eine List gewesen, erwachte sein unbestechliches Rechtsgefühl. Er dachte zuerst an seinen Freund Hamdan, dessen Eigentum dies Weib doch war, und er vermochte sich auch nicht mehr länger einzureden, daß er sie nur um der Heilung willen geküßt habe. Er wußte nun, daß er sie liebte, und klagte sich an, an seinem Freund zum Verräter geworden zu sein.

„Asifah,“ sagte er endlich traurig, „warum hast du mich betrogen? Warum hast du mich zum Schelm gemacht? Und was willst du denn eigentlich von mir?“

„Hossain!“ bat Asifah erschrocken, da sie ihn nicht wohl verstehen konnte. „Hossain! Willst du mich nun verlassen? Willst du mir denn nicht weiter helfen, Hossain?“

„Wie kann ich dir helfen!“ erwiderte er dumpf. „Ich bin nun selbst ein Hülfsloser! Weißt du auch, was uns diese drei Küsse kosten werden? Wieviel kosten sie einen Freund und das Licht der Heimat und meinen ehrlichen Namen obnehin. Oder ist der kein Siebenteufel, Asifah, der seines Freundes einziges Schaf, das ihm dieser zu hüten gab, schlachtet und aufreißt? O, was hast du aus mir gemacht, du Regenwettertierchen!“

Nun ging Asifah endlich einiges Verständnis auf, und sie erhob sich von der Erde.

„Sieh mich an, Hossain,“ rief sie, indem sie sich in ihrer ganzen Größe und mit einigem Zorn in den Augen vor ihm aufrichtete. „Siehe mich an, ob dein Gleichnis vom Schaf etwa auf mich anzuwenden sei! Weißt du auch, daß sich Asifah nicht verkaufen läßt wie ein Schaf? Was für Rechte hat denn dieser Hamdan auf mich? Ich schwöre dir, Hossain, daß ich ihm eher das Aller schlimmste antun, als ihm das Tier im Stall sein werde. Du sagst, er sei dein Freund. Gut denn, wenn du auch sein Freund bist, so ist es deine Pflicht, ihn vor mir zu schützen; denn . . . ich will ihm . . . ans Leben!“

Nur mit Mühe hatte sie ihre Zunge gezwungen, solche Worte zu sprechen. Dann schlug sie die Hände wieder vors Gesicht und begann zu weinen, daß die Tränentropfen im Mondlicht schimmernd zwischen ihren Fingern hervorquellten.

Lange blieb es nun still zwischen den beiden. Hossain wußte nichts mehr zu sagen. Es war mit seinen Ueberlegungen zu Ende. Nur soviel ahnte er, daß er der Held irgend eines seltsamen Schicksals werden sollte oder vielleicht gar schon war. Sein Schuldbewußtsein aber lastete ihm so schwer auf der Seele, daß er nicht fähig war, die geringste Spekulation für die Zukunft zu entwickeln. Er sah sich in der Finsternis, am Ende aller Dinge angekommen und wünschte zu sterben. Und da Asifah sich selbst solcher entsetzlicher Absichten bezichtigte, mußte sie notwendig ein Ungeheuer sein. Ihm begann vor ihr zu schauern. Sie wurde ihm unheimlich. Und da eine Unmenschlichkeit gewöhnlich eine andere weckt, fühlte er einen graujamen Zug in seiner Seele erwachen, nur noch schwach von dem Mitleid mit ihren Tränen niedergehalten. Endlich sagte er tonlos:

„Was willst du denn noch von mir? Was sollte der Zaubertrank? Du hättest deinen Wunsch billiger erfüllen können! Warum machtest du mich zuerst zum Wicht und Lumpenkerl, bevor du mir eröffnetest, daß ich . . . daß wir . . . Wir müssen sterben, Asifah!“

Bleich und an allen Gliedern bebend, starrte Asifah den Reiter an. Es schwindelte ihr vor Grauen, und aus ihrer Todesangst heraus schrie sie endlich:

„Ich will nicht sterben!“

Unheimlich verbreitete sich dieser Schrei durch das Schweigen der Wüste, und in der Ferne antworteten einige Schakale.

„Bei Gott, wir müssen sterben!“ entgegnete Hossain finster. „Wenn ein Redlicher zum Dieb wird, so kann er nicht rasch genug abgetan werden. Und wer aus einem Mann einen Narren macht, hat den Tod verdient. Ich mag nicht mehr leben, und du darfst nicht mehr leben; du . . . du bist eine Zauberin, die der Ehre der Männer gefährlich ist!“

„O Gott! O Gott! Laß mich leben, laß mich leben!“ flehte Asifah, wobei sie ihm mit Absicht an die Brust fiel, in ihrer Angst heftig seine Arme umklammerte und mit ihm zu ringen begann.

„Ich weiß nicht, wozu wir noch leben sollten,“ sagte er, indem er sich ihrer erwehrte. „Ins Lager zurück können wir nun nicht mehr. Dort erwartet uns der Tod obnehin. Der Morgen graut; man wird uns bereits vermissen und als Flüchtlinge betrachten.“

„So laß uns fliehen?“ rief Asifah.

„Wäre schon was Rechtes! Willst du auch noch einen Hasen aus mir machen? Laß mich!“ zürnte er. „Laß mich los! Laß mich los, oder . . .“

„Oder du ermordest mich! Ist's nicht so?“ leuchtete Asifah weiteringend. „Sei mir dankbar, daß ich mich wehre! So brauchst du doch nicht zu sagen, du habest ein wehrloses Weib abgemordet. Du bist wahnsinnig, Hossain!“

„So hast du mich dazu getrieben!“

„O, sei doch nicht so unsanft, Lieber! Du tust mir weh!“

„Laß mich . . . los!“

„Ich . . . will . . . nicht . . . sterben!“

„Du mußt!“

Er griff nach seinem Schwerte. Sie aber war ihm schon zuvorgekommen. Mit einem raschen Griff riß sie die Klinge aus der Scheide, und dann laufte der blanke Stahl leuchtend wie ein Meteor durch den Mondschein. Und wie beide dem Schwert nachschauten, erblickten sie einige Reiter, die in nicht mehr allzu großer Entfernung dahergesprengt kamen.

Von neuem warf sich Asifah auf Hossain.

„Sie kommen! Sie kommen! O bleib mir vom Hals weg!“ — Sie schlug ihm vor Angst in die Augen. — „Ich schwör' dir's zu, daß sie uns ergreifen werden, wenn du nicht mit mir fliehst . . . Und dann“ — ein neuer Gedanke kam ihr — „werde ich sagen, du habest mich fortgeschleppt, und werde alles wegleugnen; denn ich will leben! Dir aber werden sie keinen feinen Tod antun. Nein, mein Lieber! Deines Dolches habe ich mich schon versichert. Du bist mir verfallen wie ein wildes Tier. Hörst du sie? Da sind sie.“

Da faßte plötzlich das Todesgrauen auch den wehrlosen Hossain; denn den Tod fürchtet der Krieger, den er nicht mit der Waffe in der Hand erwarten kann. Er ergriff Asifah und setzte sie mit einem gewaltigen Ruck in den Sattel. Dann schwang er sich auf sein eigenes

Tier, und davon jagten sie wie zwei junge Gazellen, von einem Rudel Hyänen verfolgt.

Nun nahm fürs erste die Angst ums Leben alle weitem Ueberlegungen vorweg. Sie ritten gen Westen. Hoffain kannte die Wüste, und da mit der Todesangst auch die Lebenslust wieder bei ihm geweckt worden, überdachte er blitzschnell die weitem Schritte zu ihrer beider Vergung. Die Richtung ging gegen Aegypten zu, das war die erste Feststellung; dieser folgte als die zweite, daß die Flüchtigen nirgends sicherer sein würden als in Aegypten. Weiter dachte er nicht. Da er aber einmal soweit gekommen war, um Afsahs willen flüchtig zu werden und Pläne für die nächste Zeit entwerfen zu müssen, da er für sie denken, sorgen und handeln mußte, sah er sich ihr notwendigerweise alsogleich als seiner Schicksalsgenossin wieder nähergerückt, und ihm schauderte nun vor dem, was ohne der Verfolger Dazwischentreten hätte geschehen müssen. Zugleich aber, da er sich bis hieher wieder auf sich selbst besonnen hatte, stieg ein dunkles Gefühl in ihm auf, als ob er ihr leichtlich ein schweres Unrecht könnte zugesügt haben. Doch ließ ihm die Aufregung der Flucht fürs erste keine Ruhe, diesem Gedanken weiterhin nachzugehen.

Hoffain sowohl als Afsah ritten edle Tiere, und der Abstand zwischen ihnen und den Verfolgern vergrößerte sich zusehends. Als diese endlich erkannten, daß sie der Flüchtigen niemals würden habhaft werden können, gaben sie mißmutig die Verfolgung auf und wandten sich bestimmt zum Lager zurück; denn sie sahen voraus, daß der Schach nicht sonderlich gelinde mit ihnen verfahren werde, wenn sie ihm das Vorgefallene berichteten. Im Lager angekommen, hielten die ungetreuen Knechte eine Beratung, deren Ergebnis war, daß sie sich dahin entschlossen, das vorhandene Eigentum des Schachs unter sich zu teilen und, ein jeder nach seinem Gutdünken, sich einen neuen Herrn zu suchen. Ueber der Teilung gerieten sie aber in Streit. Den ganzen Tag wütete das Schwert unter ihnen, sodaß am Abend endlich die ganze Habe unter drei Ueberriggebliebenen ziemlich anstandslos ausgelöst ward. Die andern lagen zum Teil tot, zum Teil schwer verwundet auf dem Platz herum, indessen die Meuterer die Zelte abbrachen und sich in Begleitung einiger Kameltreiber nordwärts wandten, um in irgend einer Seestadt ihre Habe zu verkaufen und sich ihres Raubes zu freuen, sofern sie nicht unterwegs selber unter die Räuber fielen.

Es war aber auch hohe Zeit, als Hoffain endlich feststellte, daß die Verfolger verschwunden waren. Er ließ sein Tier gemächlicher laufen und wandte sich zu Afsah, um sie zu fragen, ob sie abzustiegen und etwas auszuruhen wünsche. Da sah er, wie sie blaß war und im Sattel schwankte, und er hatte eben noch Zeit, von seinem Tier zu springen, die Herabstinkende vor dem Sturz zu bewahren und säuftiglich in den Sand zu betten. Ihre Kraft, von dem Ringen schon halb erschöpft, war zu Ende gekommen. Als sie aber nun Hoffain mit bangem Herzen ratlos neben sich knien sah, nahm sie seine Hand und flüsterte mit einem schwachen Lächeln:

„Willst du mich jetzt immer noch umbringen?“

Er schüttelte kummervoll das Haupt; sie aber sprach weiter:

„Warum wolltest du mich eigentlich töten? Ich habe

unterwegs immer darüber nachgedacht; aber ich hab' es nicht herausbekommen. Ich hab' dir ja auch nichts zuleid getan!“

In seiner Brust erhob sich ein neues großes Gefühl; das zog ihn zu diesem Weibe hin. Es füllte ihn so sehr aus, daß alles andere davor zurückwich. Afsah erschien ihm plötzlich in einem ganz andern Licht, und dies Licht, dachte ihn, könne nur vom Himmel sein. Aber zu sagen vermochte er nichts.

„Wenn du mich nicht belogen hättest,“ fuhr Afsah fort, „so wäre auch alles anders gekommen. Du jagtest gestern abend, daß du mich lieb habest. Das glaubte ich dir, und ich vertraute deshalb auf dich. Aber du hast mich nicht lieb gehabt. Denn ein Mann, der ein Weib lieb hat, wird es nimmermehr zwingen wollen, einem andern als ihm anzugehören. Als du mir deine Liebe mit der Tat beweisen solltest, wurdest du wortbrüchig, und als du merktest, daß du etwas um mich verlieren solltest, wolltest du mich umbringen!“

Hoffain wollte sie unterbrechen. Afsah aber fuhr unbeirrt fort:

„Du sprachst von Pflichten gegen deinen Freund, in deren Namen du mich umbringen müßtest. Muß aber das keine fadensteinige Freundschaft sein, wenn du fürchten mußt, daß dich ein fremdes Weib bei deinem Freund um den Kopf reden könnte? Oder weshalb flohest du?“

Hoffain schüttelte den Kopf. „Weil ich dich viel lieber hatte, als ich selbst wußte!“

„Das ist eine neue Liebe. Nein, nein! Das machst du mich nicht mehr glauben. Du hast ja das Gegenteil bewiesen. Wenn ich jemand lieb habe, so pflege und heile und hätschle ich ihn, und den Dolch denke ich mir kaum für meinen Feind. Du aber wolltest mich erdrosseln und kommst nun auf einmal zu der Erkenntnis, daß du mich viel lieber habest, als du es selbst wußtest.“

„Afsah, sei gut!“ flehte Hoffain, und in diesem Ruf lautete ein fernes Himmelsreich heran. Wohl kannte Afsah die Glocken. Zudem sie aber ihre Hand auf sein Haupt legte, das er weinend in seine Hände vergraben hatte, fuhr sie fort wie vorhin:

„Was willst du jetzt noch tun? Schau, jetzt ist es Zeit zu sterben. Du hast keine Heimat, keinen Freund, keine Ehre und keine Waffen mehr. Ein Weib hat dich um alles betrogen. Und ich habe das letzte verloren, woran ich mich noch hielt: deine Liebe. Es war eine Schaumblase. Du wärest nun ein rechter Mann, wenn du jetzt ein Ende machtest. Ich werde jetzt nicht mehr um meinen Hals flehen. Dich selbst mit der rechten, mich mit der linken Hand ... Ein Druck ein Zucken, dann ist's aus! Oder geht das nicht?“

„Afsah, du bist grausam!“

„So? Bin ich? Was konnte ich anderes von dir lernen? Zeige mir etwas anderes; vielleicht tue ich dir's auch nach, obgleich ich selbst erfahren habe, daß man dir nicht zu sehr trauen darf! Was willst du denn nun tun mit mir?“

Nun lautete auch in Afsahs Stimme ein Glöckchen. Hoffain spitzte die Ohren danach. Er schaute verwundert in das lächelnde Gesicht des Weibes, und als in der wiederholten Frage: „Was willst du denn nun tun mit

mir?“ unverhohlen alle Glocken zusammenläuteten, wußte er plötzlich alles und jedes. Er legte seinen Mund auf den ihren, und indem er sagte: „Das tue ich,“ küßte er sie.

„Nun, das tue ich dir nach,“ lächelte sie liebevoll und küßte ihn wieder. Indem ging die Sonne auf, eine heilig lobende Opferflamme in einem duftigen Gewölk von Rosenlicht und Perlschaum, durch welches da und dort die goldene Opferschale hervorleuchtete! Es wallte und bewegte sich hinter den ziehenden, silbernen Schleiern, als ob ein großes, seliges Volk einem großen, seligen Gott sein Morgenopfer darbrachte.

„Was willst du aber nun mit deiner Freundschaft beginnen?“ fragte endlich Afsah, nachdem sie lange dem Schauspiel zugeesehen hatten.

„Der Schech tut mir leid,“ erwiderte nachdenklich Hoffain, und dann begann er, ohne daß er es gewahr wurde, von des Schechs Lob zu reden, wie eben nur ein Freund von seinem Freunde zu sprechen vermag. Und wie er sich also an dem Gedanken an den Schech begeisterte, wurde ihr der treuherzige Jüngling nur immer lieber, und sie küßte ihn herzlich mit den Worten:

„Wenn du meinen Feind und deinen Nebenbuhler also rühmst, wie wirst du erst von deiner Geliebten sprechen! Du seltsamer Mensch! Ich glaube aber, daß sich mit dir glücklich leben läßt, wenn man sich nur zu Zeiten seiner Haut zu wehren versteht!“

So rebeten und kosten sie noch eine gute Weile miteinander. Dann gestand Afsah ihrem Geliebten, daß sie einen tüchtigen Hunger verspüre und daß sie sich auch heute nacht schon für diesen Fall versehen habe. Bis zum Abend möchte das Mitgebrachte leichtlich genügen, und bis dahin, hoffte sie, würden sie das rote Meer bereits erreicht haben.

Und während sie aßen und sich's wohl sein ließen, gingen immer munterer die Reden herüber und hinüber. Afsah erzählte ihm, wie der Fluchtplan in ihr entstanden sei, an welchen Anzeichen sie seine Liebe gemerkt habe, und las ihm nachträglich gründlich den Text über sein raubbeiniges Wesen.

Er hinwiederum verglich ihren beweglichen Mund mit einer goldenen Muschel, mit weißen Perlen inwendig appetitlich besetzt, und schwur, daß er wünsche, in einen Bissen Brot verwandelt zu werden, um sich von ihr essen zu lassen, worauf sie schlagfertig erwiderte, daß ihm eine Verwandlung auch in dieser Gestalt not genug tue, denn er sei ein ungehobelter Klotz, der nur einiges Interesse erhalten hätte, indem er Feuer gefangen habe.

Und als sie sich genugsam in allen Teilen gütlich getan hatten, bestiegen sie wieder die Pferde und ritten in angenehmerem Tempo weiter.

Gegen Abend öffnete sich dann allmählich und erweiterte sich der Ausblick. Und plötzlich sahen sie zu ihren Füßen das rote Meer. Es wiegte sich leise im Abendschein. Der Friede lächelte von seinem Spiegel zum Himmel hinauf, Friede lächelte vom Himmel auf seine Ufer hernieder, Friede säufelte durch die lauen

Lüfte. Auf einem Felsen saß ein Hirte, ein alter Mann, und blies die Schalmel. Zu Füßen des Felsens weidete seine Herde. Ueber alles das breitete die Abendsonne ihren goldigen Schimmer aus.

Die beiden Reiter hielten ihre Pferde an und stiegen ab. Lange betrachteten sie das schöne Bild, indessen ihre hungrigen Tiere sich an dem spärlichen Gras erlabten. Dieser große, heilige Frieden griff ihnen um so mächtiger ans Gemüt, als sie die Gefahren für einen solchen Eindruck doppelt empfänglich gemacht hatten. Sie verstanden, was dieses Bild ihnen sagen wollte. In Worte zu fassen, was sie sahen, war ihnen jedoch nicht möglich. Sie schauten sich mit einem feuchten Blick in die Augen, indem sie sich an den Händen faßten, um Hand in Hand von ihrem erhöhten Standort noch vollends herabzusteigen und von dem einsamen Hirten sich ein Nachtmahl und einen Platz in seiner Höhle zu erbitten.

Freundlich hieß der Mann die Reisenden willkommen und stellte ihnen alles zur Verfügung, was er besaß. Er melkte seine Ziegen, während Hoffain die Pferde an ein Wässerlein führte, das am Felsen vorbeiklingelte. Gleichmaßen erlabte er Afsah und dann sich selbst mit dem kühlen Naß, worauf sie auch ihre heißen Füße badeten. Unter vielen Neckereien vonseiten Afsahs löste Hoffain den vergessenen Verband von ihrem Fuß und leistete ihr gerne genug alle weiteren Handreichungen, die sie von ihm forderte.

Indessen hatte der Hirte einen Teil der Milch in einen Topf gegossen. Dann brach er aus einem Feigenbusch einige Blätter, ließ die weiße Feigenmilch in die Wolken träufen, worauf sich diese zuwehends in eine Art Käse verdichtete, während das Wasser obenauf schwamm.

„Siehst du,“ sagte Hoffain tiefsinnig, „solch ein Scheidemittel ist die Liebe! Sie verwandelt die Menschen auch in etwas anderes, als sie vorher waren. Wenigstens ich bin heute nicht mehr, was ich gestern war.“

„Und das Wasser, das nun obenauf schwimmt,“ erwiderte Afsah ernsthaft, „werden wir wahrscheinlich alles herausweinen müssen, bis wir fertig sind.“

Als die drei vom Schicksal zusammengewürfelten Menschen unter allerlei Gesprächen miteinander gegessen und getrunken hatten, trieb der Hirte seine Herde in eine Höhle, in deren Eingang er das Lager für seine Gäste bereitete. Und während allmählich die Sterne am Himmel aufleuchteten, spielte der Schäfer auf seiner Schilfrohr-Schalmel einige jener verklungenen Weisen, die niemand besser spielen kann als eben ein alter Schäfer, der Muße genug gehabt hat, in die Vergangenheit seines Volkes zurückzulaufen.

Müde, wie Afsah war, schlief sie über den träumerischen Klängen auf Hoffains Schoß friedlich ein, und nachdem das letzte Lied im Nachtwind verweht, sagten sich die Männer gute Nacht. Der Alte hüllte sich in seine löcherichte Wolldecke, und Hoffain lehnte sich an die Felswand zurück. Ein treuer Hund bewachte am Eingang der Höhle die ganze friedliche Gesellschaft, und der Sternenhimmel erweckte den Schlummernden liebliche Träume.

(Fortsetzung folgt).

Trübe Stunde.

Lehn' dein Haupt an meine Stirn!
Nachtwind weht vom Strand herüber,
Sieh, die Lampe flackert trüber,
Und am Himmel glänzt kein Stern!

Wolken wandern schwarz und schwer,
Bäume starren groß und düster,
Leis', dein ängstliches Geflüster
Streift mit heißem Hauch mein Haar —

Und du schmiegst dich, stumm und bang,
Virgst dein Haupt in meine Hände —
Kalt und streng weht's vom Gelände,
Und der Lampe Licht erlischt.

Siegfried Lang, Bern.